

Nach langem Schweigen kehrt der Dichter Gerhard Meier zurück mit einem Zwiegespräch mit seiner verstorbenen Frau. «Ob die Granatbäume blühen» ist ein bewegendes Buch. Von Andreas Isenschmid

«Da will ich Dir meine Liebe geben»

6.3.2005

Es gibt Wendungen, die Normalsterbliche besser nicht mehr zitieren. Zu ihnen gehört Flauberts Wort vom «Buch über nichts» - es hat als literaturkritische Dutzendware so ziemlich alle Bedeutung verloren. Aber auch hier gibt es Ausnahmen. Ein Mensch darf das Wort

Es gibt Wendungen, die Normalsterbliche besser nicht mehr zitieren. Zu ihnen gehört Flauberts Wort vom «Buch über nichts» - es hat als literaturkritische Dutzendware so ziemlich alle Bedeutung verloren. Aber auch hier gibt es Ausnahmen. Ein Mensch darf das Wort in der Deutschschweiz noch gebrauchen; und zur Erhellung eines Werkes kann man darauf nicht verzichten. Der Niederbipper Dichter Gerhard Meier hat mit der Romantetralogie «Baur und Bindschädler», der Flauberts Zitat als Widmung dient, ein Werk verfasst, das in seiner schwebenden Machart dem Ideal vom Nichts so nahe kommt wie nur wenige Bücher. Aber Gerhard Meier, der dieses Jahr 88 Jahre alt wird, bekennt seit fünfzehn Jahren - seit dem Erscheinen von «Land der Winde», dem Schlussband zu «Baur und Bindschädler» - jedem, der es hören will, er schreibe nichts mehr, auch nicht über nichts.

So war denn die Verblüffung der Literaturliebhaber enorm, die im vergangenen Januar neugierig die eben eingetroffenen Vorschauen des Suhrkamp-Verlags durchblättern und auf Seite zwölf auf die Anzeige eines Prosabandes stiessen, über den die Vor- Vorschau noch vornehm geschwiegen und den der Autor auch nächsten Freunden nicht verraten hatte: «Gerhard Meier: «Ob die Granatbäume blühen»». Was konnte das sein? Eine Coda zu «Baur und Bindschädler», ein letztes Echo sozusagen? Oder etwas anderes, Neues?

Der Traum vom Glück

Kommende Woche wird das Buch erscheinen. Und es ist beides zugleich, etwas Bekanntes und etwas ganz Neues. Es ist wiederum, was man nur von Meier sagen darf: ein Buch über nichts. Genauer: ein Buch über ein Buch über nichts. Ein Konzentrat von 48 Seiten, aus dem alles, was einem an Meiers Romanen lieb und teuer war, noch einmal und zart wie ein fernes Echo zurückklingt. Leicht, schillernd und durchsichtig wie die Seifenblasen, die Meier so mag, schweben noch einmal die Themen seines Werks am Leser vorbei, die Personen und die Schmetterlinge, die Winde, die Blumen, Bäume, Bücher. Und alles leuchtet vieldeutig wie der Titel «Ob die Granatbäume blühen», den Meier kunstvoll zwischen die Frage- und die Aussageform gesetzt hat.

Zugleich ist dieses Buch auch etwas ganz Neues. Und auch das sagt der Titel, der einen Vers aus dem Hohelied Salomos bruchstückhaft zitiert. «Ob die Granatbäume blühen» ist ein Buch über eine Liebe, ohne die alles nichts war: über die Liebe zwischen Gerhard Meier und Dorli Meier-Vogel, die 1997 verstorbene Frau des Dichters. Dorli Meier, die in den Romanen als Katharina am Rande blieb, ist nun ins Zentrum gerückt. Meier träumt in diesem Buch den Traum, den er im

«Fragebogen von Marcel Proust» als seinen «Traum vom Glück» genannt hat: «Mit Dorli vereint zu bleiben. Das ist das, was ich auf der ersten Seite, und durchs ganze Buch spricht er buchstäblich seine tote Frau an, er spricht mit ihr im Himmel, er stellt sich vor, was sie im Himmel tut, und er träumt davon, was er mit ihr einst im Himmel tun wird: «Dorli, wenn wir wieder zusammen sind und die Wildkirschen blühen und es der Natascha, dem Fürsten Andrej und der Lara nicht gerade ungelegen kommt, gleiten du und ich in deinem Schattenboot von Walden her über die Waldenalp hin, Richtung Lehnfluh, eskortiert von Kohlweisslingen, Distelfaltern, Abendpfaueaugen und einem Admiral» - so die letzten Sätze des Buches.

Das ist Gerhard Meier: Er verbindet in einem Satz Orte, die man auf jeder 25 000er-Karte der Umgebung von Niederbipp finden kann, mit Figuren aus Büchern von Tolstoi und Pasternak, die für ihn so lebenswichtig sind, dass die Grenze zwischen Lesen, Leben und Erfindung sich auflöst. Er gesellt zu all dem die schönen Namen der schönen Schmetterlinge, die in seinen Büchern sowohl real wie als Metaphern des Schwebens eine so wichtige Rolle spielen, und er spricht diesen Satz in den Himmel, aus dem es vorher auch schon zurückgesprochen hat. «Die du wohnest in den Gärten, lass mich deine Stimme hören», bittet am Anfang des Buches das Motto, später erklingt die Stimme, Dorli kommt im Traum auf Gerhard zu und sagt: «Komm, mein Freund, lass uns aufs Feld hinausgehen und auf den Dörfern bleiben, dass wir früh aufstehen zu den Weinbergen, dass wir sehen, ob der Weinstock sprosse und seine Blüten aufgehen, ob die Granatbäume blühen; da will ich Dir meine Liebe geben.»

Himmlisches, Irdisches

Es sind die Worte des Hoheliedes, in denen Gerhard Meier und Dorli hier sprechen. Gewiss ist solch erfülltes Reden in unsern abgebrühten Zeiten ungewohnt und schriftstellerisch hoch riskant. Dass es Meier auch in diesem Buch wieder so überzeugend glückt, hat seinen Grund: Das Himmlische hat bei diesem Autor immer einen irdischen Kern. Dorli und Gerhard Meier wohnten wirklich auf dem Dorf, nah dem Felde und in einem Garten, der nach Eden roch, wie bezeugen kann, wer einmal in diesem Garten unter einer von Dorli gestrickten Decke zum Mittagsschlaf gebettet wurde. Und auch Meiers so hymnischer Text hat auf allen seinen sorgfältig gefügten Ebenen irdische Rückbindungen. Irdisch ist der Kern der Inventionen: Das «Schattenboot», in dem die beiden den Himmel befahren wollen, hat Meier selbst gesehen. Es glitt «am 6. April 1998, 9.15 Uhr» als «Wolkenschattenboot von Walden her über die Waldenalp hin, Richtung Lehnfluh». Irdisch sind manche Stoffblöcke des Buches: Kühn schaltet Meier Alltagsprodukte des schriftstellerischen Handwerks - einen Essay aus der «Weltwoche», Dankesreden und Briefe - in seine Hymne. Und irdisch war und ist Meiers Wortschatz oft gerade da, wo es am himmlischsten zugeht. Da ist in dieser «Schreibe» dann unversehens von der «Zentrale» des Himmels die Rede, wir treffen einen Rainer Maria Rilke, der den «Rosen nachläuft», und die Meiers, die einen Preis «abholen».

Dies ist wohl das Betriebsgeheimnis von Meiers Kunst: die traumwandlerisch sichere Verbindung von Himmlischem und Irdischem. Das Hymnische hat sein Widerlager im geradezu journalhaften Bericht vom Leben der Eheleute Meier, den dieses Buch auch enthält. Und die robusten Alltagswörter stehen unmittelbar neben Meiers fast gewichtslosen Lieblingswörtern «gemahnen», «mitbekommen», «zeitigen», «sich einstellen», von denen wie von kleinen Trampolinen Meiers «Spiralsätze» (Handke) abheben. Noch

einmal lässt uns dieser musikalischste aller Schweizer Schreiber aufschweben in den Zustand der «Losgelöstheit von allen Dingen», den es nur bei ihm gibt und sonst nirgends in der Welt.

Dieses kleine Buch ist ein grosses Geschenk für alle Liebhaber der Meierschen Schwebekunst und ein noch grösseres für alle, die Dorli Meier vermissen und ihr nun in der langen Dauer dieses kurzen Buches wieder begegnen dürfen.

Gerhard Meier: Ob die Granatbäume blühen. Suhrkamp-Verlag, Frankfurt 2005. 47 Seiten, Fr. 23.50. Die dreibändige Gerhard-Meier-Werkausgabe (1999) ist geschlossen und in Einzelbänden bei Zytglogge lieferbar, der dort nicht enthaltene Band «Land der Winde» bei Suhrkamp.